

Felix Philipp Ingold
LEBEN & WERK

 Matthes & Seitz Berlin

1. August

Der schweizerische **Nationalfeiertag**. Was wird da eigentlich ... was soll da gefeiert werden? Dass es die Schweiz noch gibt? Dass es so etwas wie die Schweiz gegeben hat? Heute bildet die Schweiz mit ihrem annähernd sternförmigen Grundriss die zentrale Leerstelle im europäischen Kontext, ein schwarzes Loch, das sich mehr und mehr zusammenzieht und dabei nach allen Richtungen abwehrende Zacken ausfährt. Noch ist die Schweiz, für sich selbst, ein Erfolgsmodell – nicht weil sie in Konkurrenz mit andern Staaten obenaus schwingt, sondern weil sie sich dem internationalen Vergleich ... weil sie sich überhaupt der Vergleichbarkeit entzieht. Mediokrität, Biederkeit, Sturheit mögen, von außen betrachtet, obsoleete Qualitäten sein, die Selbstgewissheit und Militanz, mit der sie hier praktiziert werden, macht da und dort Eindruck, schafft Abstand, macht das Abseits zur Normalität. In allen Belangen wird Normalität in der Schweiz hochgehalten und ... aber eben dies soll nach außen hin die Singularität des Lands beglaubigen. Ein erraticisches ... ein archaisches Staatswesen und als solches ein *hermetisches* Phänomen. Nicht durch imperiale oder kolonialistische Übergriffe, sondern aus dem jeweils Zuhandenen, aus der schlichten Gegebenheit hat die Schweiz ... haben die Schweizer, *bastelnd*, ihre Welt hervorgetrieben. – *Jetzt auch wachet und schaut in der Tiefe drinnen das Dörflein*, schreibt Friedrich Hölderlin ›**An die Verwandten**‹: *Furchtlos, Hohem vertraut, unter den Gipfeln hinauf.*

*Wachstum ahnend, denn schon, wie Blize, fallen die alten
Wasserquellen, der Grund unter den Stürzenden dampft,
Echo tönet umher, und die unermessliche Werkstatt*

Reget bei Tag und Nacht, Gaaben versendend, den Arm. – Im ›**Aias**‹ des Sophokles wird der Name des Titelhelden an der Stelle, da dieser seinen ungeheuerlichen, nicht wieder gut zu machenden Irrtum erkennt, zum Schmerzensschrei und Klagelaut verdichtet: ›Ai! Ai!‹ – *Wer hätte gedacht, dass dieser Schrei*

Sich so zu meinem Aiasnamen fügt?

Zweifach und dreifach bin ich Aias jetzt,

Denn solcher Jammer hat sich aufgetan. – Verglichen damit müsste mein eigener Name, **Felix**, lauter Jubel sein. Von meinen Eltern war er, zu Kriegszeiten, als Programm gedacht, vielleicht auch als Provokation angesichts millionenfachen Elends – »Glück« nun erst recht! Ich bin diesem Namen nie gerecht geworden. *Felix* zu sein, war ja auch nicht *mein* Programm. – Bin heute beim Nomadisieren im Internet per Zufall auf Eugen Herrigel als Nazisympathisant und Ernst Benz als Wehrmachtsprediger und Kulturgüterdieb an der Ostfront gestoßen – ich

habe von solchen Verstrickungen bisher nichts gewusst und bin darob einigermaßen erschüttert. Denn Benz wie Herrigel haben mich schon in früher Jugend und noch während des Studiums stark beeindruckt und nachhaltig beeinflusst. Herrigels Schrift zur ›Kunst des Bogenschießens‹ ist für mich prägend geworden und bleibt mir unvergesslich durch die souveräne Verbindung von Wollen und Lassen ... von Konzentration und Entspannung im Interesse zwangloser Selbstbeherrschung. Dem Ostkirchenhistoriker Ernst Benz verdanke ich einen Großteil meiner Kenntnisse zur Geschichte und zur Glaubenswelt der Orthodoxie, aber auch allgemein über Russland, dazu produktive Anregungen für meine Auseinandersetzung mit Swedenborg, Mesmer, Lafargue usf. Daran ändert sich nun nachträglich zwar nichts, aber klar ist, dass ich Benz wie Herrigel vermutlich nicht gelesen oder doch ganz anders gelesen hätte, wenn mir ihre Sympathien für den **Hitlerfaschismus** bekannt gewesen wären. Wo liegt denn nun der Verlust? Vielleicht nur einfach darin, dass ich mir den Menschen ... dass ich mir das menschliche Antlitz noch weniger als bisher *ohne Maske* vorstellen kann; oder andersherum – dass ich lernen muss, die Maske *jedes* Autors, ob Wissenschaftler oder Literat, für dessen eigentliches Antlitz zu nehmen; ihm dieses Antlitz herunterzureißen oder es, wie jetzt bei Herrigel oder Benz, herabfallen zu sehen, könnte dann nichts anderes mehr offenbaren als *gähnende Leere*. – Unterwegs in der weitläufigen, über fast ein Jahrtausend *hallenden* Stoa, lesend, nachdenkend über »das Leben« und »den Tod«, dabei die Horrorvorstellung, dass es ein immaterielles **Fortleben** dessen geben könnte, was Ich ist; dass mein individuelles Selbstbewusstsein rein energetisch irgendwo in der Schwebelage bleibt, nur um nie wieder aktualisiert zu werden und für immer (ewig?) von jedem Sinn entbunden zu sein. – Nochmals zweihundert Seiten mit **Laurence Sterne**, aber es ist nun schon zu viel des Guten; denn als Leser möchte ich nicht immer nur ein Kumpel des Autors sein und mich an dessen Gängelband amüsieren müssen. Ha! oder Ach? Beim ›Tristram‹ ist alles Exkurs zu einer Geschichte, die mir vorenthalten wird, weil sie nicht erzählt werden kann oder weil es die Geschichte ... weil es eben *diese* Geschichte nicht gibt. Soviel ingeniose Rhetorik für soviel Humbug einzusetzen, wie Shandys Abenteuer ihn über Hunderte von Seiten generieren, muss für Sterne ein tragikomisches ... ein geradezu mörderisches Exerzitium gewesen sein. – *Wie hat es mich an diesen Ort verschlagen? Verschlagen! Denn mir ist überhaupt nicht klar, wie und warum ich angereist bin ... unklar, was ich hier zu suchen habe, in diesem verwahrlosten Haufendorf, in dieser trichterförmigen, nach unten wie nach oben offenen Senke, aus der es beliebig viele Auswege gibt, aber keinerlei Bleibe. Bin hier angekommen, so scheint's, um von hier loszukom-*

men. Der enge Trichter läuft bergwärts in ein finstres Panorama aus, von dessen Rand immer wieder scharfkantige Gesteinsbrocken herabstürzen und krachend und splitternd ins Trichterloch kollern. Überflüssigerweise steht in verbleichender Brandschrift auf der Ortstafel statt des Dorfnamens der banale Spruch: Leben ist lebensgefährlich. Die Gasse steigt steil in die Höhe, lockeres Geröll bröckelt mir wie ein steinerner Bergbach entgegen. Sander will ... Sander muss das Mädchen, das seine Schülerin ist, unbedingt retten, er bugsiert sie, in eine blitzende Alufolie gewickelt, zum Trichterrand hin, doch immer wieder rutscht sie weg, er lässt sie am Wegrand liegen, die Gaffer kichern. Ich setze meine Zimmersuche fort, geh in Socken über den Friedhof, bin erstaunt, dass die Grabstätten allesamt besetzt sind ... dass die Eingesessenen, eng aneinander gedrängt, hier die Nacht verbringen, wundere mich nun aber nicht, dass von der angrenzenden Fassade lautlos ein Balkon ins Massenlager stürzt und eine Runde von Kartenspielern unter sich begräbt. Der Schuldige ist rasch gefunden, meine Schlummermutter hat ihn beim Lockern der Schrauben beobachtet, nun liegt er rücklings zwischen den Bosketten, zwei Helfer halten ihn an Schultern und Armen fest, während der Dorfälteste mit einer Eisenstange auf seinen Schädel einschlägt ... so lange zuschlägt, bis sich auf der Stirn eine tiefe Delle bildet und der Mann besinnungslos die Knie zum Kinn hochzieht. Hinter der Fassade gehn die Lichter an, das Friedhofsgelände wird dadurch ein wenig erhellt, und ich kann die Anlage des Labyrinths nun deutlicher erkennen. Ich behalte die Schuhe in der Hand, suche unauffällig nach dem Ausgang und nach einem Weg, der mich ins Freie führt, sei's nach Osten oder sonst halt nach unten. Hinter mir erstirbt allmählich das Wehgeschrei der Verletzten und Verlorenen. Über dem gezackten Rand des Trichters tagt's.

2. August

Aufgestanden um sechs; um halb sieben wecke ich Kryz, sie muss auf den Frühbus, um rechtzeitig am Bahnhof und gegen Mittag in Zürich zu sein, wo sie heute mit ihrer chinesischen Schülerin ein Klavierstück von Iwan Wyschnegradskij erstmals durchnehmen und einüben wird. Ich begleite sie zur Haltestelle, wie immer winkt sie aus dem Heckfenster des Busses, bis wir einander aus den Augen und aus dem Sinn sind. Ich gehe zu Fuß weiter, steige zum Wald hinauf, die feuchte Hitze von gestern ist verweht, die Luft ist leicht und klar. Ein unsteter Bodenwind treibt ein paar erste angewelkte Blätter vor sich her. Ich lege mir, nach

über Premier) führt mich wieder in die Konzentration ... zurück zu meinem neuen Romanprojekt, in dem ich meine Erfahrungen mit Second Life im Internet und die Manipulation von Avataren auf einen historischen Stoff (eine polnische Bioie zwischen Ost und West, ein nomadisches Leben zwischen Amsterdam und Ulan Bator) anzuwenden versuche – dies unter Verzicht auf psychologische und chronologische und logische Motivierungen, nur mit Blick auf das, was geschieht, und darauf, wie es geschieht, egal ob in einer als real geltenden oder einer bloß möglichen Welt. Den Grundriss zu dem Episodenroman liefert die Vita des Jean Comte de Potocki, den ich mit dem Bewusstsein des 21. Jahrhunderts ausstatte, aber in der Zeit um 1800 agieren lasse. Requisiten, Örtlichkeiten, Personen werden streng realistisch, also eigentlich historiografisch vorgeführt, doch all diese Realien bewegen sich, getragen von einem viel moderneren Bewusstsein, in einer andern, letztlich utopischen Welt, deren Realitätsstatus die **Möglichkeitsform** ist. Damit will ich nicht zuletzt deutlich machen, dass auch unsre – die heutige und hiesige – Welt beziehungsweise das, was gemeinhin für wirklich gehalten wird, lediglich als Möglichkeit auch wirklich »wirklich« ist. Stichwörter dazu: Simulation, Verführung, Verbrechen, Rekord, Theatralität, Stress, Drogen usw. Von daher dürfte auch einsichtig werden, dass eine Email- oder SMS-Nachricht heute bei den meisten Nutzern einen höheren Realitäts- oder Authentizitätsgrad erreicht, als ich es, wenn ich hin und wieder einen Freundesbrief schreibe und ihn als Papierpost frankiere, zu tun glaube. Die Realität ... das Reale selbst schwindet, wird abgelöst durch mögliche Welten (*possible worlds*, wie die Informatiker ja schon lange wissen), die sich aus disparaten Elementen zu einem multidimensionalen Gebilde aufbauen, das am ehesten im Traum ... in der vom Traum realisierten möglichen Welt eine Entsprechung findet. Mal *sehen!*

8. August

Dies ist einmal wieder der Geburtstag meines Bruders H. S. I., der einzige, den ich mir merken kann ... den ich mir gemerkt habe. Bruder und Freund: Ein genialisches Kind, zwei Jahre jünger als ich, viel begabter und viel unbeschwerter, viel großzügiger und sozial viel kompetenter, Klassenerster wie ich, aber ohne jede Anstrengung, eine Führernatur – er kam ohne Autorität aus, weil er (anders als ich) die natürliche Aura des Wegweisers und Wortführers hatte. Ich liebte diesen Bruder, meinen einzigen, ich liebte ihn ohne Neid, nützte wohl manch-

mal seine Freigiebigkeit aus, bewunderte ihn dafür, dass ihm alles, was mir wichtig war, wonach ich strebte, was ich zum Teil auch erreichte, leichthin zufiel, und mehr als das – es fiel ihm zu, obwohl es für ihn keine besondere Bedeutung hatte und er damit nicht allzu viel anzufangen wusste. Ja. Doch. Alles fiel ihm reichlich zu, die Überfülle seiner Begabungen und Sympathiewerte, die er nur einfach hatte, ohne sie gezielt für eigene Interessen einzusetzen, machte ihn für mich, den Gestressten und Umgetriebnen, zu einer kleinen, fast engelhaften Lichtgestalt. Der Bruder war ja erst zwölf Jahre alt, als er nach langem Leiden und mehreren Gehirnoperationen an einem bösartigen Tumor mit einem Lächeln starb. Ich war dabei, und jedes Mal, wenn ich, wie jetzt, daran zurückdenke, steh ich plötzlich wieder in jenem abgedunkelten Sterbezimmer, beuge mich am Fußende über das riesige Bettgestell, flüstere – oder schreie ich? – dem Bruder zu: »Warum nicht ich?« – Jean-Louis Trintignan, alt gewordener Schauspieler, berichtet in einem TV-Interview auf Arte von seiner Arbeit mit dem Regisseur Claude Chabrol – dieser war mit Trintignans Exfrau Stéphane Audran verheiratet, die er für einen seiner Filme zu heftigen Sexszenen mit Trintignan aufbot. Trintignan besteht darauf, es sei ihm äußerst peinlich, äußerst unangenehm gewesen, mit der Partnerin seines Regisseurs, die noch kurz zuvor seine Ehefrau gewesen sei, vor der Kamera Sex zu spielen. **Spielen?** Woher ... weshalb dann aber die Peinlichkeit? Denn auch hier hatte der Darsteller in einer *Rolle* aufzutreten, die mit der »Rolle«, die er allenfalls in der Lebenswirklichkeit spielte, nicht identisch war. Ein professioneller Schauspieler sollte das, finde ich, erkennen und berücksichtigen können. Doch selbst wenn er's erkennt – derweil er »spielt«, *lebt* er ja auch. Fragt sich bloß: Wo? – Wenn die **Ameisen** ein Bewusstsein hätten ... wenn Ameisen eine Vorstellung von Raum und Zeit hätten, eine zeiträumliche Wahrnehmung, wie wir sie haben! Ich frage mich dies – hier im Text mit Ausrufezeichen – noch jedes Mal, wenn ich auf dem Weg zur Quelle des Nozon bei der breiten Ameisenstraße ankomme, die ich seit Jahren an der immer gleichen Stelle beobachte und die – ein Wimmelpfad quer über den Waldweg – so breit ist und so dicht frequentiert, dass ich es nicht vermeiden kann, wenigstens mit einem der beiden Schuhe hineinzutreten. Dabei stelle ich mir das mörderische Geschehen aus der Sicht und aus dem Erleben der Ameisen vor – eine gigantische Katastrophe, die sich für sie durch den Schatten meines erhobenen Fußes ankündigt und durch das Niedertreten von Hunderten von geschäftigen Tieren sich vollendet. In meiner Imagination stellt sich das wie eine apokalyptische Horrorszene aus einem Fantasyfilm dar. Doch auf die Ameisenwelt scheint dieser reale Horror kaum einzuwirken: Rasch sind die Kolonnen wieder geschlos-

sen, das Krabbeln – die Arbeit – geht ohne merkliche Unterbrechung weiter, es ist, als wäre nichts geschehen, und schon bald sind die unzähligen zertretenen Ameisen durch beliebig viele Artgenossen ersetzt. Was soll das nun aber *bedeuten*? Was ist daraus zu *lernen*? Ich trage keine Lehre davon, nur ein schlechtes Gefühl im Gedanken daran, dass auch ich, als einer von Milliarden von Menschen unter Milliarden von Sternen, nicht mehr als eine »Ameise« bin ... eine Ameise allerdings, die »ich!« sagt und sich damit vollends lächerlich und überflüssig macht: »Zu viel!« – Auf der Suche nach einer Handvoll alter Fotos aus der Familie meiner verstorbenen Mutter fand ich heute in einem Schuhkarton eine Broschüre aus der Fischer Bücherei, von mir handschriftlich datiert mit 1963. Es handelt sich um eine Auswahl von Erzählungen des bosnischen Autors Ivo Andrić, der 1961 mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet worden war. Ich selbst war damals neunzehn Jahre alt. Die Unterstreichungen und Randnotizen in dem vergilbten Taschenbuch dokumentieren mein Interesse an Andrićs historischen und zeitgeschichtlichen Stoffen. An die Lektüre selbst kann ich mich allerdings heute nicht mehr erinnern, ebenso wenig daran, deutschsprachige Autoren wie Manfred Hausmann, Albrecht Goes, Luise Rinser, Ruth Rehmann, Elisabeth Langgässer, Herbert Heckmann, Gerd Gaiser, Edzard Schaper, Stefan Andres, Klaus Nonnenmann gelesen zu haben – alle diese und manch andere Namen finde ich nun wieder im Anhang zu Andrićs Erzählungen, wo sie unter den **Erfolgsautoren** der Fischer Bücherei oder anderer Verlage aufgeführt sind – Autoren, von denen kaum noch die Rede ist und die auch in der jüngeren deutschen Literaturgeschichte keine nachhaltigen Spuren hinterlassen, geschweige denn Akzente gesetzt haben. Gebrauchs-, Verbrauchsliteratur für den Tag? Doch worin bestand ihre Tagesaktualität? Warum, wofür hat man sie vor einem halben Jahrhundert so hoch eingeschätzt? Und warum hat man in der Folge so leicht auf sie verzichtet, von ihnen absehen, sie vergessen können? Ich selbst war in den frühen 1960er Jahren ein engagierter Leser von Hans Erich Nossack, Marie Luise Kaschnitz, Albert Vigoleis Thelen, Max Frisch, Uwe Johnson, Günter Grass, Otto F. Walter und weiterer Zeitgenossen – lauter Autoren, deren Veröffentlichungen ich einst lückenlos verfolgte und mit Begeisterung in meinen Tagebüchern kommentierte, für die ich aber heute (Kaschnitz und Nossack ausgenommen) kein nachhaltiges Interesse mehr aufbringen kann. Doch was ist damit gesagt? Was ist damit über Wert und Geltung von künstlerischer Literatur gesagt? Womöglich ist damit überhaupt nichts gesagt. Womöglich stellt sich nur einfach die Frage, welche der genannten Autoren – Goes oder Nossack? Andres oder Thelen? – sich für heutigen oder künftigen Gebrauch noch einmal aufrüs-

ten ließen; und nach welchen Kriterien? Vor allem jedoch – gibt es denn überhaupt noch ein Publikum für Erzählwerke wie ›Der Stumme‹ oder ›Interview mit dem Tode‹? – Die feuchte Hitze ist heute besonders bedrückend. Schon nach dem Morgenmarsch bin ich völlig erschöpft. Schreiben geht nicht. Lesen geht nicht. Also räume ich die Wohnung auf, besprühe und putze das von Ungeziefer verdeckte Küchenfenster, breche aber bald wieder ab, die **Ersatzhandlung** ist mir zu anstrengend, das Fenster vom Sprühen und Reiben noch mehr verschmiert. – Auf der Sitzbank in der Fensternische stapelt sich die **Ferienpost**. Es gibt unter meinen Bekannten (auch solchen jüngeren Semesters) noch immer welche, die aus der Ferne *schreiben*, die sich an irgendeinem Strandkiosk, in einem Provinzmuseum, auf einer Passhöhe eine Ansichtskarte besorgen, um mich – den Daheimgebliebenen, der noch nicht mal ein Smartphone besitzt – handschriftlich zu grüßen; etwa so: »Lieber Felix, von Zürich aus lässt sich aufm Postweg rascher grüßen als aus Südfrankreich, von wo wir eben aus einem wunderschönen Badeurlaub hierher zurückgekehrt sind. Herzlich Vera mit Alex.« – »Lieber, vom Ausstieg aus Boujeons dieser Gruß. Erhart.« – »Tag Felix, damits Dir im Juraloch nicht langweilig wird hier eine Ansicht aus Rio. Hrzl. Th.« – (Ohne Anrede:) »Leider kein Gedicht. Oder doch eins. Ich schicke Ihnen aus Autun den würdigen Engel, den die drei Magier zum Einschlafen brauchen. Auch damit die crêpe-suzette-artige Decke nicht wegrutscht. Ihre U.« – »Das hier, Felix, ist das Paradies auf Erden, mit Gottessen und so. Herzl. Ich.« – »Lieber Ingold, das Wahre Leben liegt zuoberst auf dem Lesestapel, nur fehlt im Urlaub (siehe umseitige Ansicht) die Zeit für anderes. Gruß Hlg.« – »Felix! documenta statt Ferientrip – das hier ist Projektwoche od. Volkshochschule, nichts von Kunst. Gruß Connie mit HE.)« – »Lieber Philipp zwei Augen, ein Horizont Bärenkrallenfahrten auf Cap Ferret und das Ohr lauscht in die Grottenwände hinein später dann Wellen- u. Zehenzeilen im Sand! Was für ein Säumen herzlich Wiwir.« – »Lieber F., hab deine letzten Gedichte in die Spiaggia Kamarina mitgen. – sind schöner als die vorletzten aber in Tat wie Wahrheit sind mir die vorletzten wie die letzten am liebsten. Dank. Gruß. Heinz.« – »Lieber ich bin bei den Schmetterlingen wunderschön doorways to the Kingdom of Heaven. Nur aber leider muss bald zurück. Du weißt ja: neuer Job! See you. Cate.« – (Ohne Anrede, ohne Signatur:) »Viele liebe Grüße aus dem gelobten Land von uns beiden.« – Habe die jüngsten Tage mit **Übersetzen** verbracht, Gedichte für meine russische Anthologie; zwei, drei schöne Resultate, das könnte insgesamt ein starkes Buch werden, hab's bei Matthes & Seitz angeboten, wo es aber leider nicht ins Programm passt. Wunderhorn? Insel? Jung & Jung? – Ich lese jetzt vermehrt bei

den Chinesen, Buddhisten, Hindus, bin frappiert von der Ähnlichkeit fernöstlichen Philosophierens mit der Stoa, überrascht aber auch von der gänzlich andern Art der Darlegung. Insgesamt sind die Asiaten weniger analytisch, weniger an Einzelproblemen interessiert, ziehen die Metapher dem Exempel vor. Parallel dazu bin ich erneut mit **Boethius** beschäftigt ... fasziniert von der Wechselrede (›Trost der Philosophie‹) in Prosa und Poesie, auch davon, dass so gut wie alles an diesem sehr persönlich angelegten Text aus andern Texten zusammengeschnitten und dennoch – stilistisch wie argumentativ – vollkommen kohärent ist. – Die Luciliusbrieve des Seneca – wie weit bleibe ich hinter solcher **Seelenruhe**, hinter dieser intellektuellen Souveränität zurück! Zerknirschung, Zweifel, Resignation sind mir besser vertraut, sind verlässlicher und nachhaltiger als das Glück, das ich – auch nur ein Wort! – in meinem Namen trage. – Dass ich den Basler Lyrikpreis bekommen soll, ist vermutlich ein Missverständnis; wenn ja, werde ich ihn an Stanley Chapman weiterreichen. Ein Geldpreis für Poesie! Lohn oder Auszeichnung? Doch wer wird da entlohnt, was wird ausgezeichnet? Und wofür? Leistung? Gelingen? Ist nicht, was sich als Kunst auszeichnen lässt ... was mit Geld und Lob abgegolten werden kann, eben dadurch gleich schon entwertet? Mehr als viertausend **Literaturpreise** werden im deutschen Sprachgebiet jährlich vergeben, woraus sich schließen ließe, dass so gut wie alles, was mit literarischer Ambition geschrieben wird, mit Lob und Geld aufzuwiegen ist. Aufgehoben – aufgehoben! René Char gehört zu den Wenigen, die sich ... die ihre literarische Arbeit solcher Abgeltung konsequent entzogen haben, um sie freizuhalten von ökonomischer und rhetorischer Vereinnahmung. – Wie weit kann mein Sommer noch steigen? Gesundheitlich bin ich z.Z. guter Dinge, fühle mich ausgeglichen, Kopf und Bauch sind in wohligem Clinch versöhnt, bei dem stabilen **Hochdruck** der vergangenen zwei, drei Wochen haben sich meine nervösen Innereien merklich beruhigt. Jeder Tag eine Lichtung. Doch der nächste Krampf wird nicht ausbleiben. – Heute hat mir Krys aus ihrer jüngsten **Umar-mung** mit Schwendter geschrieben – ein anderer hält sie, dennoch fühlt sie sich ausgesetzt und ... aber warum lässt sie's mich wissen? Und was sollte ich dazu sagen, wenn nicht *ja!* – Nun plötzlich wieder ein enormer atmosphärischer Umbruch zum Gewittrigen hin, als fielen Hundstage und Schafskälte in eins, doch der Kopf hält sich diszipliniert, lässt den Migräneschmerz nur andeutungsweise hochkommen. Was ich kann, lässt er von weit oben hören, ist von gleicher Schwäche und Kraft wie, weiter unten, der Leib in seinem Überlebenskrampf. Der Leib gibt sich von dem Moment an zu spüren, da ich nichts mehr *kann* ... da ich nicht mehr *wollen* kann. »Ich brauche nichts«, heißt es in der Sprechblase

wörtlich, »und selbst dieses Wort, *brauchen*, hat keinen Sinn für mich. Also warte und vergesse ich. Das ist meine Art, produktiv zu sein.« Andererseits *weiß* ich um meine physische ... ich weiß um meine lamentable **Beschränktheit**, *spüre* dabei aber keinerlei Ungenügen oder Groll, ich hadere nicht, tröste mich nicht, wünsche mir bloß, dass sich der emotionalen Nivellierung auch der Herr Kopf *als solcher* unterwirft ... dass sich das Gehirn *mit zunehmendem Alter* entkrampft und der Schmerz etwas abflacht, ohne dass gleichzeitig das Erinnerungsvermögen, die Geistesgegenwart, die Libido, die sinnliche Wahrnehmungskraft beeinträchtigt werden. Seelenruhe! Daseinsfreude! Ich stelle mir die Stoa als einen offenen Hof unter ewiger Mittagssonne vor, beschattet von uralten Baumriesen, belebt von unfassbaren Lichthasen, geschützt vor Glaube, Liebe, Hoffnung.

9. August

Um vier in der Früh, dann wieder um halb sechs Uhr wach. Der Tag erhebt sich aus leichtem Dunst bis hinauf in die äußerste Klarheit. Die **Klarheit** macht das Schreckliche wahrnehmbar, der Dunst wendet den Schrecken ins Schöne, entückt ihn ins Ungefährere. War's nicht schon am allerersten Morgen so? Dass das Schöne mit dem Horror begann! Und keiner sah hin. – Gustave Flaubert hat das **Aufzählen** als besondere Erzähltechnik praktiziert, am offenkundigsten sicherlich in ›Bouvard und Pécuchet‹ und den ›Versuchungen des Heiligen Antonius‹, stark auch in ›Herodias‹, etwas diskreter, aber nicht weniger effizient in der späten Meistererzählung ›Ein einfältiges Wesen‹. Hier gewinnt die Aufzählung als solche eine metaphorische Qualität, wenn die unbedarfte Dienstmagd Félicité (deren Name, von Flaubert ohne jede Ironie eingesetzt, als stilles Lob auf ihre edle Einfalt zu deuten ist) zusammen mit anderm Hausrat gleichsam inventarisiert und damit auf den Status eines Gebrauchsgegenstands reduziert wird. Das Auf- und Abzählen wird aber auch mit Blick auf die Außenwelt (Garten, Landschaft) und sogar die erzählte Zeit praktiziert: »Fast immer ...«, »jedes Mal, wenn ...«, »jeden Donnerstag ...«, »in gewissen Abständen ...«, »jeweils bei schönem Wetter ...« usf. Als eine Art Liste werden auch die Objekte von Félicités Zuneigungen vorgeführt; Flaubert selbst zählt sie in einem Brief an Madame Roger des Genettes auf: »Nacheinander liebt sie einen Mann, die Kinder ihrer Brotherrin, einen Neffen, einen Greis, den sie pflegt, dann ihren Papagei; als der Papagei gestorben ist, lässt sie ihn ausstopfen, und, als sie ihrerseits stirbt, verwechselt sie den Papagei mit